



Leseprobe aus:

Howard Fast

Die Nachkommen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

I	
Heimkehr	
9	
II	
Abschied	
115	
III	
Verfinsterung	
183	
IV	
Wiederfinden	
251	
V	
Aufbruch	
321	
VI	
Wiederkehr	
375	
VII	
Heimat	
431	

Der Logger, mit dem Pete Lomas zum Makrelenfang hinausfuhr, war ein umgebautes ehemaliges Minensuchboot von hundertzwanzig Tonnen, das er 1919 als ausgemustertes Kriegsgut erworben hatte, und zwar so billig, daß Pete die viel zu große, mit Kohle zu heizende Dampfmaschine als Schrott verkaufen und statt dessen einen neuen Antrieb mit Öl brenner einsetzen lassen konnte. Er nannte das Boot *Golden Gate*. Da seine Frau an Asthma litt, weil nach Meinung des Arztes das Klima in der Gegend von San Francisco zu feucht für sie war, belud er es eines Tages mit seiner gesamten Habe und seiner Familie und lief aus der Bucht von San Francisco aus nach San Pedro, das im Bezirk von Los Angeles liegt. Dort mietete er einen Liegeplatz, erwarb in Downey ein Haus und stieg in die Makrelenfischerei ein, legte fortan, unterstützt von einer dreiköpfigen Besatzung, seine Treibnetze aus.

Es ging ihm gut, bis in den dreißiger Jahren der Wirtschaftsniedergang einsetzte. Auch noch nach 1929 konnte er mit seinem Boot ein ordentliches Einkommen erzielen und seinen Männern Löhne zahlen, von denen sie leben konnten. Jahre zuvor war er Kapitän von Dan Lavettes Krabbenflotte gewesen, deren Boote von Fisherman's Wharf in San Francisco aus operierten. Als ihm 1931 im Hafen von San Pedro dieser Lavette abgerissen und hungrig über den Weg lief, gab er ihm Arbeit: Inzwischen, wir schreiben das Jahr 1934, arbeitete Dan bereits seit drei Jahren für Lomas.

Dan Lavette ging um zehn Uhr vormittags von Bord des Makrelenboots und stieg in seinen Ford, Baujahr 1930, um nach Hause zu fahren. Es war der 1. Juni 1934. Er wohnte mit seiner zweiten Frau, einer in Amerika geborenen Chinesin namens May Ling, mit ihrer beider Sohn Joseph und May Lings Eltern in Westwood. Ihr kleines Haus war nur wenige Straßen vom Gelände der University of California in Los Angeles entfernt, an der May Ling als Bibliothekarin arbeitete.

Dan war einsachtundachtzig groß, breitschultrig, athletisch gebaut, aber nicht dick. Sonne und Seewasser hatten seine Haut gegeert. Er hatte einen markanten Kopf mit lockigem, inzwischen fast völlig grauem Haar, dunkle Augen unter den geraden Brauen, hohe Backenknochen und einen kräftigen Mund mit vollen Lippen.

Für die beiden anderen Männer, die neben Dan und Pete Lomas zur Besatzung des Makrelenfängers gehörten, war Lavette ein einfacher, stiller und zurückhaltender Mann, der sein Handwerk beherrschte. Er verlor nie die Geduld, und er klagte nie, ganz gleich, wie

widrig oder schwierig die Umstände auch sein mochten. Und das war bei einem Fischer recht ungewöhnlich. Die beiden wußten lediglich von ihm, daß er vor Jahren gemeinsam mit Pete Lomas in der Bucht von San Francisco gefischt hatte. Einer von ihnen war ein eingewandter Mexikaner, der andere ein Italiener, der nur wenig Englisch sprach. Besonders neugierig waren sie beide nicht. Und Lomas, der mehr über Dan Lavette wußte, behielt sein Wissen für sich.

Juan Gonzales, der Mexikaner, erst zweiundzwanzig Jahre alt, war jedoch aufgeweckt genug, um zu merken, daß Dan Lavette nicht so war wie die anderen Fischer am Kai. Eines Tages fragte er ihn: «Danny, wie kann ein Mann wie du zufrieden damit sein, zu fischen?»

Dan zuckte die Schultern. «Ich bin Fischer. Bin es immer gewesen.»

«Du wirst aber bald ein alter Mann sein. Der Henker soll mich holen, wenn ich mein ganzes Leben auf einem Fischerboot verbringe, mit zwanzig, dreißig Dollar die Woche, und als armer Saufbruder am Hafen ende.»

«Den Saufbruder habe ich schon hinter mir», erwiederte Dan. «Ich fische lieber.»

Während der Heimfahrt dachte er darüber nach. Tat er seine Arbeit wirklich gern, gefiel sie ihm? Es war eine schlimme Nacht gewesen, kalt und naß, und er hatte sich einen Muskel in der Schulter gezerrt, und sein ganzer Körper tat ihm weh. Er dachte sehnsuchtsvoll an das heiße Bad, das ihn zu Hause erwartete. Er fand, er sei so glücklich, wie ein Mann es sein konnte. Er hatte seinen Frieden gefunden. Und doch – er war nichts weiter als ein Fischer, der zwanzig, dreißig Dollar in der Woche nach Hause brachte, und dabei war er schon fünfundvierzig Jahre alt.

Als er in Westwood ankam, waren der Morgendunst und die trübe Stimmung wie weggeblasen. Sein Schwiegervater, Feng Wo, der sich im Garten mit der Pflege seiner geliebten Rosenstöcke beschäftigte, begrüßte Dan, wie immer, voller Förmlichkeit.

«Geht es Ihnen gut, Mr. Lavette?» Er hatte nie mit seiner alten Gewohnheit gebrochen, Dan mit «Mr. Lavette» anzureden.

«Müde.»

«Es ist ein Brief gekommen. Von Ihrer Tochter Barbara.»

Dan nickte. «Zuerst will ich baden.»

Während er in der Wanne lag, kehrten Kraft und Behagen in seinen Körper zurück. In wenigen Stunden würde May Ling nach Hause

kommen, und er würde bequem im Sessel sitzend ihrem Bericht über die Ereignisse des Tages in der Universität zuhören. Sie führte die allgemeine Ansicht ad absurdum, in einer Bibliothek werde nur geflüstert: Alles, was May Ling ansah, alles, was ihr begegnete, nahm eine irgendwie wunderbare und mitreißende Gestalt an. Ihr ganzes Leben war ein Abenteuer, jeder einzelne Tag war voll von neuem Erleben. Bei ihm war das anders. In der vorigen Nacht zum Beispiel war draußen auf See eines der Treibnetze gerissen – Dan mochte die Treibnetze nicht, in denen sich die Makrelen mit den Kiemen verfangen –, und er hatte, bis zur Brust im Wasser, eine ganze Stunde damit zugebracht, die Stelle zu flicken, während rings um ihn verendende Fische schlügen und zuckten. Aber er konnte nicht in Worte fassen, was er empfand – May Ling hingegen konnte noch den banalsten Vorfall mit Anschaulichkeit und Leben erfüllen.

Er stieg aus der Wanne, trocknete sich ab, dehnte sich und genoß seine Müdigkeit. Die *Golden Gate* würde erst morgen früh wieder auslaufen, denn so lange würde es dauern, die Netze in Ordnung zu bringen. Also lagen viele Stunden bei Tageslicht vor ihm, und eine Nacht, die er schlafend in einem sauberer Bett verbringen konnte, statt sich ein oder zwei Stunden in die klamme Koje auf dem Boot zu drücken. Er würde mit seinem Sohn eine Partie Dame spielen, May Ling würde ein Buch lesen, ab und zu aufblicken, seinen Blick auffangen und ihm zulächeln. Mein Gott, dachte er, mehr konnte doch wirklich niemand vom Leben verlangen.

Er zog frische Kleidung an und ging in die Küche hinunter, wo seine Schwiegermutter So-toy Tee und Kuchen für ihn bereithielt. Barbaras Brief lag auf dem Tisch neben seinem Teller. «Ich bitte um Entschuldigung», sagte er zu So-toy.

Obwohl sie schon so lange in Amerika lebte, sprach sie sehr wenig Englisch. Sie lächelte nur zustimmend, als er den Brief öffnete, und setzte sich, während er las, ihm gegenüber an den Küchentisch. Zuerst war es ihm unangenehm gewesen, mit zwei Menschen zusammenzuleben, die ihn so unkritisch verehrten wie Feng Wo und So-toy. Inzwischen hatte er sich beinahe daran gewöhnt.

«Vati», begann der Brief – sie schrieb immer nur dieses eine Wort als Anrede, als hätte es eine Bedeutung, die auszudrücken kein Adjektiv fähig war. Ausgesprochen hatte sie es jedoch nur bei ihrem ersten Besuch bei ihm vor einem Jahr – dann: «Die Schule ist zu Ende, aber ich mußte Dir schreiben, bevor ich New York verlasse und nach San

Francisco zurückkehre. Du wirst Dich erinnern, daß alle Briefe, die ich in den letzten acht Monaten an Dich schrieb, von hier kamen, und dieser hier soll unsere Korrespondenz für dieses Semester beenden. Du hast mir immer gesagt, daß Du kein großer Briefschreiber bist, und es stimmt, Deine Briefe sind kurz, aber ich hüte sie wie einen Schatz. Und wann immer mich jemand nach meinem Vater fragt, und das tun sie, mußt Du wissen, dann kann ich sagen, daß so vieles, was ich über ihn weiß, in seinen Briefen steht. Ich finde das seltsam, Du nicht auch?

Nun ist also die Schule vorbei. Es war ein schönes Jahr, und mir gefällt es sehr in Sarah Lawrence. Aber ich weiß nicht, ob ich wieder hergehen soll. Ist das nicht komisch? Ich habe die ganze vergangene Woche darüber nachgegrübelt, was ich eigentlich will, und habe versucht, zu einer Entscheidung zu kommen. Ist es Dir auch schon mal so ergangen, daß Du sehr glücklich warst, daß aber trotzdem irgendwie ein kleiner Wurm des Mißbehagens an Dir ge nagt hat? Das sollte ich Dich gar nicht fragen, denn ich habe Dich und May Ling zusammen gesehen und weiß, wie glücklich Ihr seid, und weiß auch, daß Dich keinerlei Mißbehagen quält. Das schlimme ist, daß ich überhaupt nicht weiß, warum? Kann man denn wirklich zugleich glücklich und schrecklich unzufrieden sein?

Doch wenn ich noch einmal lese, was ich geschrieben habe, scheint mir ‹glücklich› nicht das richtige Wort zu sein. Jenny Brown, eins der Mädchen, die mit mir im Zimmer wohnen, ist immer sehr melancholisch, und sie kann überhaupt nicht verstehen, warum ich stets fröhlich bin. Ich glaube, das meine ich überhaupt: fröhlich ist ein besseres Wort dafür, wie ich mich meist fühle. Auch wenn ich finde, daß irgend etwas mit mir ganz und gar nicht stimmt, bin ich nicht niedergeschlagen. Aber ich habe mir vorgenommen, zwei entscheidende Schritte zu tun, sobald ich nach Hause komme. Ich werde Mutter sagen, daß ich ausziehen möchte, und ich werde mir eine Stelle suchen. Wahrscheinlich muß ich den zweiten Schritt vor dem ersten tun, denn es hängt von Mutter ab, ob sie mir weiterhin meinen Wechsel gibt. Ich schäme mich ein bißchen, Dir das zu schreiben, denn ich bekomme mehr, als jemandem zusteht, der nicht dafür arbeitet. Mit all dem will ich Dir lediglich sagen, worauf Du Dich einstellen mußt, wenn ich Dich besuchen komme. Immerhin liegt mein erster Besuch in Los Angeles schon lange zurück, und jedesmal, wenn ich daran denke, werde

ich richtig sentimental und muß fast heulen. Ich verspreche Dir, daß ich sehr bald nach meiner Rückkehr zu Euch nach Westwood komme.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gern ich Joe wiedersehen möchte. Es ist so eigentümlich, einen Bruder zu haben, den man in seinem ganzen Leben erst einmal gesehen hat. Ich hatte ihn gleich sehr gern, wirklich. Wie kann man nur zwei Brüder haben, die so verschieden sind wie Tom und Joe? Aber die Antwort weiß ich wohl selbst. Ich mag Tom, aber er ist so eine taube Nuß. Du weißt ja, daß er demnächst in Princeton sein Examen macht. Er ist wütend auf mich, weil ich nicht bei Mutters Familie in Boston bis zur Abschlußfeier herumsitzen wollte. Ich wollte es nicht, weil es mir nicht das geringste bedeutet, bei der Abschlußfeier dabei zu sein, und ich denke nicht daran, zweimal in einem Monat die lange Bahnreise zu machen.

Jedenfalls war es mir zuviel, noch zwei Wochen zu bleiben. Ich brenne so darauf, nach Hause zu kommen, San Francisco zu sehen und Euch zu besuchen. May Ling ist der liebste Mensch auf der Welt, und ihre Eltern sind einfach süß, sie sind eigentlich wie Menschen, die man aus Büchern kennt, die man aber im wirklichen Leben nie trifft.»

Sie unterschrieb den Brief mit «Barbara», als könne kein Ausdruck der Zuneigung dem etwas hinzufügen, was sie gesagt hatte. Dan verstand das sehr gut.

«Wie geht es Ihrer Tochter Barbara?» fragte So-toy.

«Gut. Ja, es geht ihr prächtig.»

Barbara kam sich vor, als sei sie zwischen die Seiten von *Alice im Wunderland* geraten. Dabei kannte sie das Herrenhaus in San Francisco, sie hatte ja dort gelebt, und so schrecklich lang war ein dreiviertel Jahr der Abwesenheit doch auch nicht. Sie war es, die in eine Rolle geschlüpft war, nicht die anderen. Barbara, ihre Mutter und John Whittier, ihr Stiefvater, aßen gemeinsam in dem prunkvollen Eßzimmer zu Abend. Der Raum war wohl etwas größer und eleganter als das Eßzimmer in dem Haus auf Russian Hill, in dem sie aufgewachsen war, als ihre Mutter noch Dan Lavettes Frau war, aber sonst gab es keinen großen Unterschied. Der Eßzimmertisch aus Mahagoni war, zum Beispiel, nicht länger als der auf Russian Hill. Allerdings hatten sie dort keinen Butler gehabt. Es war wirklich nicht ihr erstes Abendessen im Hause Whittier, und ihr Platz zwischen ihrer Mutter an dem einen Ende der langen Tafel und John Whittier am anderen war ihr keineswegs neu. Warum also fühlte sie sich so fremd in dieser Welt, so

als Eindringling und Störenfried? Tatsache war, daß sie seit dem Tage ihrer Geburt Tochter sehr reicher Eltern war, durfte sie sich also zum Richter aufspielen? Tue ich ja gar nicht, beruhigte sie sich, ich fühle mich nur einfach nicht wohl, ich habe ein schlechtes Gewissen und weiß nicht warum.

Jean war eine keineswegs unsensible Person, und Barbara bemerkte, daß sie ein einfaches, aber köstliches Abendessen zubereitet hatte, das sich deutlich von dem im College unterschied: eine klare Brühe, ein auf dem Holzbrett garniertes Steak mit gratinierten Kartoffeln und Spargel, und zum Nachtisch Eis, denn Jean kannte Barbaras Vorliebe für Eis. Knox, der Butler, brachte es gerade herein, einen großen fünfzehn Zentimeter hohen Würfel, der in einer herrlichen, zart elfenbeinfarbenen Fayence-Schüssel stand. Nachdem Knox allen eine Portion serviert hatte, stellte er die Terrine vor Jean hin und verließ den Raum.

John Whittier ließ sich über den Streik aus, den die Hafenarbeiter von San Francisco zwei Wochen vor Barbaras Rückkehr ausgerufen hatten. Whittier war kein guter Gesprächspartner. Er war nahezu unfähig, einem anderen zuzuhören, er sprach lieber selbst. Und wenn er redete, vor allem, wenn er wütend war, ließ er sich leicht von seinem Zorn mitreißen und verlor den Faden des Gesprächs. Dadurch wirkte er oft verletzend.

«Sag bloß nicht, du kannst verstehen, warum sie streiken», sagte er zu Barbara.

«Doch, ich verstehe es.»

«Weil du nicht den blassesten Dunst hast», sagte er. «Das ist der Ärger mit solchen Schulen wie Sarah Lawrence. Ich habe das deiner Mutter ja immer gesagt. Sie bieten nicht nur ein klägliches Surrogat von Bildung, sondern obendrein auch noch eine kommunistisch angehauchte. Das ist die reine Anarchie. Und das sage ich nicht wegen des vielen Geldes, das es deine Mutter und mich gekostet hat.»

«Bitte, laß mich aus dem Spiel», sagte Jean leise. «Ich habe heute morgen den Vorsitz der Bank niedergelegt und mit Geschäften nichts mehr zu tun.» Sie lächelte.

«Das ist nicht so einfach, meine Liebe», sagte Whittier. «Wir sind, ob es dir gefällt oder nicht, die größte Reederei an der Westküste und haben seit zwei Wochen keine Handvoll Fracht aus dem Hafen rausbekommen. Weißt du, was uns das gekostet hat?»

Die Frage galt Barbara. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen waren

unverwandt auf das Speiseeis in der Fayence-Schüssel geheftet. Es schmolz dahin. Niemand bemerkte es, niemand kümmerte es.

«Würde eine Million Dollar dich aufhorchen lassen? Oder bedeutet eine Million Dollar gar nichts für dich? Was bringen sie euch an dieser Schule eigentlich bei? Daß Karl Marx ein Heiliger war? Oder daß wir in Franklin Delano Roosevelt unseren eigenen, noch lebenden Heiligen haben? Weißt du, was Schauerleute sind? Hast du schon mal einen Schauermann getroffen? Oder einen gerochen?»

«John», sagte Jean.

«Die Hefe der Stadt. All die Jahre haben sie bei uns in Lohn und Brot gestanden, und zum Dank richten sie uns zugrunde. Und da kommst du an und erzählst mir, du kannst verstehen, warum sie streiken —»

Während Barbara dieser Suada zuhörte, beobachtete sie, wie das Eis schmolz. In ihrer Erinnerung tauchte etwas auf, was Professor Franklin im Soziologieseminar gesagt hatte: Die Reichen seien unfähig, die Armen zu verstehen. Damals war ihr diese Aussage sinnlos erschienen, jetzt auf einmal ergab sie einen Sinn. Vier Liter geschmolzenes Speiseeis konnten nur noch weggegossen werden.

«Mutter», sagte sie, «das Eis schmilzt.»

Jeans Lächeln blieb unverändert. Sie sah ihren Mann an, und Barbara merkte, daß ihre Mutter nichts hörte, nicht, was Whittier, und nicht, was sie sagte. Das Eis schmolz weiter.

«Dieser Harry Bridges zum Beispiel», sagte Whittier gerade, «wäre garantiert hinter Gittern, wenn in dieser Stadt Recht und Ordnung herrschten. Jawohl. Hinter Gittern.»

Barbara lag im Bett und las Gertrude Steins *Autobiographie von Alice B. Toklas*. Sie war beunruhigt und gefesselt von dieser so fernen und ganz anderen Welt. Da öffnete sich die Tür, und Jean kam herein. Sie trug einen Morgenrock aus blaßrosa Samt und war jetzt ohne Make-up. Barbara fand ihr Gesicht so noch schöner. Wäre sie selbst so schön wie ihre Mutter, würde sie kein Make-up anrühren. Barbara legte das Buch weg, und Jean trat ans Bett, setzte sich, nahm das Buch auf und las den Titel.

«Gefällt es dir?»

«Mir gefällt die Vorstellung, ich wäre in Paris.»

«Ich meine, mein Schatz, ob du gern wieder in San Francisco bist?»

«Ich glaube schon. Doch, ja.»

«Nimm nicht so schwer, was John sagt. Er ist furchtbar wütend. Menschen in seiner Stellung entwickeln einen unglaublichen Machtinstinkt. Ich kenne das. Jetzt, da der ganze Hafen geschlossen ist, ist John völlig durcheinander. Und da zeigt er sich nicht von seiner besten Seite.»

«Mutter —»

«Früher hast du «Mama» gesagt.»

«Ich weiß. Inzwischen bin ich zwanzig.»

Jean lächelte.

«Und lach mich, bitte, nicht aus.»

«Es würde mir nicht im Traum einfallen, dich auszulachen. Aber du bist so schrecklich ernsthaft.»

«Ja», stimmte Barbara zu. «Wahrscheinlich zwinge ich mich dazu, weil ich meinen ganzen Mut zusammennehmen muß, um über diese Sache zu reden.»

«Kindchen, wir können über alles reden. Das weißt du doch.»

«Das können wir nicht», widersprach Barbara wehmütig. «Du bist meine Mutter. Es stimmt einfach nicht, daß wir über alles reden können.»

Jean lächelte nicht mehr. «Versuch es doch mal.»

«Gut. Ich möchte eine eigene Bleibe haben.»

«Was meinst du damit?»

«Eine eigene Wohnung. Hier kann ich nicht leben.»

Jean seufzte. «Du lebst doch eigentlich gar nicht hier, mein Schatz. Überleg doch mal: du bist meist weg, in der Schule, und bist nur in den paar Sommermonaten hier. Dein Pferd steht draußen in Menlo Park, du kannst im Club bleiben, wann immer du möchtest. Und wie ich dich kenne, wirst du mehr oder minder dort wohnen. Du hast ein Auto, bist also frei beweglich. Ich verstehe wirklich nicht, was du willst.»

«Du willst mich nicht verstehen.»

«Nein, das darfst du nicht sagen. Versetze dich in meine Lage, Barbara. Du sagst, du möchtest eine eigene Wohnung haben – warum? Es geht dir gut hier. Du hast alles, was du dir nur wünschen kannst. Du kommst und gehst, wie es dir gefällt, und was du auch John gegenüber empfinden magst, *er* schränkt deine Bewegungsfreiheit gewiß nicht ein und pocht auch nicht auf Disziplin.»

«Darum geht es nicht.»

«Dann sag mir, worum es geht.»

«Das hier ist nicht mein Zuhause, war es nie.»

«Warum denn? Weil du John nicht magst?»

«Bitte, Mutter, bitte, du mußt nicht böse auf mich sein», bat Barbara. «Du hast gesagt, wir könnten miteinander reden. Es ist für mich nicht einfach, zu erklären, was ich empfinde. Einer unserer Lehrer, Professor Carl Franklin, sagte in einem Soziologieseminar, der Embarcadero sei eine Art Sklavenmarkt, anders zwar, aber weder besser noch schlechter als die alten Sklavenmärkte im Osten unseres Landes, auf denen Negersklaven verkauft wurden. Ich war so empört, daß ich fast aus dem Raum gelaufen wäre. Die glauben dort tatsächlich, wir seien hier noch nicht zivilisiert.»

«Ich verstehe nicht, was das damit zu tun haben soll», sagte Jean. «Der Embarcadero ist kein Sklavenmarkt. Die Hafenarbeiter werden gut bezahlt, und ihre Forderungen sind maßlos überzogen. Was um Himmels willen hat das mit deinem Wunsch nach einer eigenen Wohnung zu tun?»

«Wie das Eis beim Abendessen», sagte Barbara verzweifelt.

«Was soll denn das nun wieder! Das Eis beim Abendessen?»

«Verstehst du nicht? Da stand dieser riesige Klotz Eis auf dem Tisch, und wir saßen da und ließen ihn schmelzen, während John mir einen Vortrag über den Streik hielt. Mit geschmolzenem Eis kann man nichts mehr anfangen. Man schüttet es einfach weg, und das macht keinem von uns etwas aus. So ist das eben. Aber so dürfen wir nicht denken. Ich meine, in einem Land, in dem Tausende verhungern, kennen wir nicht einmal die Bedeutung von Nahrungsmitteln.»

«Aber du kennst sie», sagte Jean.

«Jetzt bist du böse auf mich.»

«Barbara», sagte Jean ruhig, «ich bin nicht böse, nein. Du hast sehr romantische Vorstellungen. So warst du schon als Kind. Ich bin mir der Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft durchaus bewußt, aber wir haben sie nicht geschaffen.»

«Ich bin kein Kind mehr, Mutter.»

«Ich finde schon, jedenfalls in mancherlei Hinsicht. Du magst John nicht. Du vergleichst ihn mit deinem Vater, und ich habe nicht den Eindruck, daß dein Zusammentreffen mit ihm da irgend etwas geändert hätte. Du machst dir ein romantisches Bild von ihm, das sich nur wenig mit der Wirklichkeit deckt.»

«Schön, ich mag John Whittier nicht», sagte Barbara unumwunden. «Ich kann mir keinen Zwang darüber auferlegen, wen ich mag

und wen nicht. Glaubst du, es ist für mich angenehm, unter seinem Dach zu wohnen?»

«Es ist auch meins. Ich bin nun einmal seine Frau, und du gehörst, ob dir das recht ist oder nicht, einer sehr wohlhabenden Familie an. Ich beabsichtige nicht, Krokodilstränen darüber zu vergießen oder Schuldgefühle zu entwickeln, weil mein Vater und mein Großvater mit ihrer Hände Arbeit und ihrem Verstand etwas erreicht haben. Was die Wohnung angeht – nun, wir können ein anderes Mal darüber sprechen.»

Es war kein besonders guter Tag für Jean Whittier gewesen. Und jetzt, als sie ihre Tochter ansah, die ihr so ähnlich war, das kräftige, hübsche Gesicht, die hellen grauen Augen, das honigfarbene Haar, und daran dachte, daß Barbara wohl der einzige Mensch auf der ganzen Welt war, den sie wirklich liebte, sah es so aus, als werde der Tag noch elender enden, als er begonnen hatte.

Es war Jeans letzter Tag als Aufsichtsratsvorsitzende der Seldon Bank gewesen. Die Seldon Bank war ein großes, stabiles Finanzinstitut, das ihr Großvater vor zweiundachtzig Jahren in einem Planwagen in einer Goldwäscher-Siedlung gegründet und das ihr Vater weitergeführt und hochgebracht hatte. Bei seinem Tod vor sechs Jahren war Jean – damals noch Dan Lavettes Frau – als Treuhänderin für die dreihundertzweiundachtzigtausend Aktien an der Seldon Bank eingesetzt worden, die zwölf Jahre darauf zu gleichen Teilen zwischen ihren beiden Kindern, Thomas und Barbara, aufgeteilt werden sollten. Mit über siebzig Prozent der Aktien an der Seldon Bank, die sie treuhänderisch verwaltete, und mit ihrem Stimmrecht über dieses Kapital, hatte Jean den Vorsitz übernommen und war damit die erste Frau Kaliforniens, wenn nicht der Vereinigten Staaten, die einer größeren Bank vorstand.

Und nun gab sie auf. Sie sah es allerdings nicht so, für sie war es eher ein Abdanken. Trat sie gern ab, oder ungern? Sie war sich nicht sicher. Bis heute war sie überzeugt gewesen, daß sie den Schritt aus freien Stücken getan und so gehandelt hatte, wie es für sie und die Bank am besten war. Als sie am Vormittag die große, mit Marmor ausgekleidete Vorhalle von der Montgomery Street aus betreten hatte, war sie von einem plötzlichen, verzweifelten Gefühl des Verlustes erfaßt worden. Sie sagte sich jedoch sofort, das sei eine verständliche emotionale Reaktion. Im Grunde änderte sich ja nichts. Sie würde –